

kaum annehmen dürfen, daß sie Verständnis hätten für diese schlampig gemachte, weitgehend ahistorische, ganz und gar überflüssige Verlegenheitskompilation, die so, wie sie ist, eher verschleiert als erhellt und die der Leser enttäuscht und verärgert aus der Hand legt.

Hans-Jürgen Puhle

Herbert Rosinski, Die deutsche Armee. Eine Analyse, hrsg. und eingeleitet von Gordon A. Craig, mit einer Einleitung für die deutsche Ausgabe von Carl Hans Hermann, Econ Verlag, Düsseldorf/Wien 1970, 336 S., Ln., 22 DM.

Herbert Rosinski wurde 1903 in Königsberg geboren. Er studierte in Tübingen und Berlin und beschäftigte sich eingehend mit der Geschichte deutschen militärischen Denkens. Nach seiner Emigration im Jahre 1936 lehrte er an verschiedenen Militär-Akademien in England und den USA. Nach dem Krieg kehrte er nur für kurze Zeit nach Europa zurück; er starb 1962.

Bekannt wurde er in der angelsächsischen Welt vor allem mit seinem 1939 zuerst erschienenen Buch »The German Army«. Eine zweite, nicht unerheblich veränderte zweite Auflage wurde 1944 publiziert; die vorliegende deutsche Version, von Norbert Wölfl gut lesbar übersetzt, beruht auf dieser Fassung.

Biographische Anmerkungen dieser Art gehören gemeinhin nicht an den Anfang einer Buchbesprechung. Hier jedoch erscheinen sie angebracht, denn dieses Buch (und sein Autor) haben eine eigentümliche Geschichte, und ganz offenbar muß man sie ein wenig kennen, um den Sinn dieser Veröffentlichung zu begreifen. Denn liest man »Die deutsche Armee« mit den Erwartungen, die der Titel erweckt, wird man stark irritiert. Die Darstellung Rosinskis ist gewiß lebendig und manchmal sogar spannend, aber das kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie über weite Strecken hinweg veraltet ist. Zudem hat Rosinski niemals beabsichtigt, eine deutsche Militärgeschichte zu schreiben. Vielmehr wollte er wohl zuallererst einem britischen und amerikanischen Publikum vor Augen führen, nach welchen sozialen, politischen und militärischen Grundprinzipien die Streitkräfte Deutschlands funktionierten. Das aber setzt ein völlig anderes Erkenntnis- und Vermittlungsinteresse voraus. Die beiden Vorworte von Gordon A. Craig und Carl Hans Hermann versuchen deshalb vergebens, die Brillanz einiger Ausschnitte in Rosinskis Buch als Rechtfertigung für seine neuerliche Publizierung anzuführen. Was kann ein deutscher Leser im achten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts diesem Werk entnehmen? Hat er es mit der Wiederentdeckung eines zu Unrecht beinahe vergessenen Militärhistorikers und -soziologen zu tun, dessen Arbeiten wie etwa die von Eckart Kehr auch heute noch wichtige Aufschlüsse über einige Aspekte deutscher Geschichte vermitteln?

Solche Frage impliziert die verneinende Antwort. Gewiß: Rosinski hat sich oft erfolgreich bemüht, die militärische Geschichte in die allgemeine soziale und politische Entwicklung Preußens und Deutschlands einzubetten. Insofern gehörte er seinerzeit zu den wenigen Außenseiter-Historikern deutscher Provenienz, die einiges von den wissenschaftstheoretischen und -historischen Überlegungen der nächsten Generation vorwegnahmen. Auf der anderen Seite jedoch zwingen ihn der Anspruch seines Buches und die Erwartungen der angelsächsischen Leser zu einer oft sprunghaften, oft feuilletonistischen, oft holzschnittartigen Darstellung deutscher Militärgeschichte, in der wegen der Akzentuierung des Typischen viele Details vernachlässigt werden. Carl Hans Hermann, dessen kritische und selbstkritische Einleitung (bis auf die über-

flüssige Verbeugung vor Vizeadmiral a. D. Friedrich Ruge) eine Aktualisierung mancher Feststellungen Rosinskis versucht, möchte dessen Buch als einen Appell verstanden wissen, einen Appell an die Offiziere der Bundeswehr und an die Öffentlichkeit der Bundesrepublik: »zu einem Zeitpunkt, wo hier die Bundeswehr ihre Aufbau-phase beendet hat, ohne in letzter Konsequenz neue Ufer zu erreichen, und wo dort die Apologeten sich auf dem Büchermarkt breitzumachen versuchen, indem sie das Standbild des »miles gloriosus« mit glänzender Deckfarbe bestreichen.« (S. 8). Das tun sie in der Tat – leider oft genug mit moralischer und finanzieller Hilfe von Verteidigungsministerium und Bundespresseamt, auch nach 1969.

Rosinskis Buch kann aber diesen gut gemeinten Auftrag keineswegs erfüllen. Es ist anregend zu lesen – für den Fachmann, der weiß, welche Akzentuierungen des Autors überspitzt sind, der weiß, wo die historische Forschung inzwischen neue Erkenntnisse gewonnen hat. Das Buch fängt provozierend an: »Die deutsche Armee beginnt mit Friedrich dem Großen.« (S. 29). Das stimmt natürlich nicht. Aber man kann es so sagen, wenn man bestimmte Eigenarten der preußischen Armee herauskristallisieren will, die lange Jahre zu ihrer Entwicklung brauchten, zur Zeit Friedrichs II. aber am deutlichsten zu erkennen waren. Hier zeigt sich bereits typisch die Art der Darstellung: die Geschichte der deutschen Armee wird zusammengefaßt in sechs Kapitel (Friedrich der Große, Die Ära der Reformen, Das 19. Jahrhundert, Der Erste Weltkrieg, Die Reichswehr und die Weimarer Republik, Die Reichswehr und die Nationalsozialisten), in denen historische Abläufe konzis zusammengefaßt und auf ihre Strukturmerkmale hin analysiert werden. Oft gelingt das glänzend, so bei der Entmythologisierung Preußens und des preußischen Offizierkorps mit seinem bewußt eingepflanzten Ehre-Kult, seinen Korruptionen, seiner Unbildung. An anderen Stellen jedoch bleibt es Rosinski versagt, aus den Widersprüchen seines eigenen Engagements, das zwischen Begeisterung und Abscheu seinem Studienobjekt gegenüber schwankt, eine stimmige Erklärung der Geschichte herauszukeitern. Solche Widersprüche finden sich vor allem in dem Kapitel über die Reformer. Einmal heißt es mit einer enthusiastischen Leerformel: »Die Probleme des Tages wurden vielleicht noch nie zuvor in der ganzen Entwicklung der Menschheit mit einem so tiefempfundenen Verständnis für die damit verbundenen menschlichen Probleme in Angriff genommen.« (S. 71). Dann wieder wird den Reformern das Wunschbild eines »liberalen Absolutismus« unterstellt, ungeachtet der begrifflichen *contradictio in adiecto*. Und schließlich wird, völlig zu Recht, nüchtern darauf hingewiesen, daß die Männer um Stein und Scharnhorst im Einklang mit dem zeitgenössischen deutschen Idealismus »nicht die volle politische Freiheit des Menschen anstrebten, wie das in der Französischen Revolution geschehen war, sondern innere, moralische Befreiung [...]«. (S. 74).

Dieses Beispiel mag stellvertretend für viele andere stehen. Solche innere Widersprüchlichkeit ist keineswegs nur ein Mangel, sondern kann auch durchaus aktivierend auf die Reflexionen des Lesers wirken, und das ist ja ein positiver Effekt. Nur ist zu fragen, wer denn hierzulande in der Lage ist, solche Reflexionen anzustellen. Eine »breite« Öffentlichkeit, an die sich der Verlag offenbar wendet, wohl kaum.

Unangenehmer fallen eine Reihe von teils flüchtigen, teils ideologisch vorbelasteten Kennzeichnungen auf, die Rosinski in seine Darstellung einfließen läßt. So werden diejenigen Liberalen, die sich von Bismarck nicht täuschen ließen und den Irrweg der »National-Liberalen« einschlugen, kurz und unfreundlich als »unbelehrbare Radikale« bezeichnet (S. 92). So wird, wahrscheinlich aufgrund eigener Erinnerung des damals Elfjährigen, vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs gesagt: »Kein Augenzeuge

wird jemals den Kriegsausbruch im August 1914 vergessen. Das war kein Werk der Propaganda.« (S. 133). Nun, natürlich war es das, auch wenn diejenigen, die sie organisierten, ihr selbst zum Opfer gefallen waren. Von Ludendorff wird behauptet, er sei ein »Plebejer bis in die Knochen« (S. 140) gewesen; das klingt denn doch allzusehr nach Feuilleton, ich meine: nach schlechtem. Schließlich erweist sich das Lob auf Brüning als nicht sehr fest begründet (S. 174).

Ein umfangreicher zweiter Teil sammelt einzelne Aufsätze Rosinskis über Spezialprobleme: Versailles und die Wiederbewaffnung, Die Spitzengliederung, Das Generalstabssystem, Das Führungsdenken in der deutschen Armee. Hier finden sich – aber ebenfalls in erster Linie für den Fachmann – einige höchst interessante und diskussionswürdige Thesen.

Die Bilanz: ein seltsames Unternehmen, auf das sich Verlag und Herausgeber eingelassen haben. Die bemerkenswerte Fairneß, die ein 1939 und 1944 in England und den USA über die deutsche Armee publiziertes Buch auszeichnet, erstaunt. Aber rechtfertigt sie eine deutschsprachige Veröffentlichung im Jahre 1970? Eine eindeutige Antwort hierauf fällt schwer.

Wilfried von Bredow

Kriegsausbruch 1914, hrsg. v. Walter Laqueur und George L. Mosse
(= Sammlung Dialog, Bd. 44), Nymphenburger Verlagshandlung, 2. Aufl.,
München 1970, 315 S., Pb., 16,80 DM.

Man kann es nur als eine glückliche und sinnvolle Idee bezeichnen, den hergebrachten Rahmen bei der Publikation von Aufsätzen mit wissenschaftlichem Niveau zu sprengen, sie nicht einfach fern aller öffentlichen Diskussion nur in Zeitschriften zu ver- »öffentlichen«, die in den Bibliotheken der wissenschaftlichen Institute und ihrer Leiter verschwinden, sondern auch zu versuchen, eine Brücke zwischen der Gelehrtenrepublik und der übrigen Welt zu bauen. Natürlich bietet sich für ein solches Unternehmen die Disziplin der Zeitgeschichte an. Und so muß man denn Walter Laqueur neidlos zugestehen, daß seine Versuche, einzelne Hefte des »Journal of Contemporary History«, ins Deutsche übersetzt, in Buchform erscheinen zu lassen, recht erfolgreich zu sein scheinen. »Kriegsausbruch 1914« jedenfalls liegt bereits in der zweiten Auflage vor, und man kann sich leicht vorstellen, daß der Entschluß dazu dem Verlag auch aus kaufmännischer Sicht nicht schwer gefallen ist.

Das liegt zum einen gewiß am Thema: Seit dem Erscheinen von Fritz Fischers »Griff nach der Weltmacht« vor nunmehr zehn Jahren sind in Deutschland, aber auch in anderen Ländern, die Diskussionen um die Ursachen des Ersten Weltkrieges in einer Art neu belebt worden, die nicht nur den Eifer der Historiker weckte, sondern auch politisches Bewußtsein formte. Diese politische Dimension der Angelegenheit wurde übrigens bereits schlagartig mit dem Erscheinen des umfangreichen Fischer-Buches deutlich, als nämlich die Bundesregierung dadurch ihr Ansehen im Ausland geschädigt glaubte und dem Hamburger Historiker, um Schlimmeres zu verhüten, bereits zugesagte Gelder für eine Vortragsreise in die USA spernte.

Heute kann man über die naive Unwirschheit der damals Verantwortlichen lächeln; damals konnte man das nur über die im Bulletin der Bundesregierung abgedruckte Stellungnahme von Gerstenmaier zu den Auffassungen von Fischer. Die Brisanz der Argumentationen wurde auch in den folgenden Jahren nicht geringer. Oft erschien es, als ob über der Hitze des nicht immer fairen Schlagabtausches und der politischen Dimension dieser Streitfrage der wissenschaftliche Aspekt vernachlässigt würde.